

## **Rede von Oberbürgermeister Frank Meyer zur Gedenkfeier anlässlich der Novemberpogrome**

**9.11.2017 / Platz an der Alten Synagoge**

### **ES GILT DAS GESPROCHENE WORT!**

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gäste,

wenn wir heute an den 9. November 1938 zurückdenken, dann wollen uns sogar fast 80 Jahre danach die Worte versagen – und trotzdem werden wir wieder Worte finden müssen, das Unbeschreibliche zu beschreiben. Es ist schlicht und einfach unvorstellbar, was damals überall in Deutschland geschehen ist – auch in unserer Stadt, in den Straßen, durch die wir heute noch gehen, in den Häusern, an denen wir ganz selbstverständlich vorbei schlendern.

Und gerade deshalb ist es wichtig, auch heute wieder über diesen Tag zu sprechen.

Denn obwohl jedem klar sein muss, wie verabscheuungswürdig die Pogrome gegen jüdische Krefelderinnen und Krefelder, gegen Familien, Kinder und alte Menschen waren; obwohl jeder von uns genau wissen kann und wissen muss, welches unsägliche Unrecht damals geschehen ist; obwohl jede Bürgerin und jeder Bürger dieses Landes zumindest in der Schule die Fakten zum Nationalsozialismus gelesen und gehört haben muss; trotz all dieser Aufklärung also, die in den vergangenen Jahrzehnten betrieben wurde, gibt es zurzeit wieder eine gefährliche Tendenz, die Ereignisse der Jahre 1933 bis 1945 im Nachhinein zu relativieren, zu verharmlosen oder auf perfide Weise umzudeuten.

Ich will mich bewusst nicht mit diesen Aussagen auseinandersetzen, weil sie für mich bar jeder sachlichen Diskussion liegen.

Ich habe mir stattdessen überlegt: Ich möchte Auszüge lesen aus Augenzeugenberichten von Krefelder Bürgerinnen und Bürger, die den 9. November 1938 am eigenen Leib miterlebt haben. Die Worte stammen eins zu eins von Menschen, die vor 80 Jahren in unserer Stadt gelebt haben, die wir vielleicht gekannt und geschätzt hätten. Wer diesen historisch verbrieften Schilderungen zuhört, kann danach unmöglich einer Verharmlosung das Wort reden.

Ich beginne mit dem Bericht von Kurt Frank, der mit seiner Familie in der heutigen Lewerentzstraße gewohnt hat, in einem Haus, das seit Generationen im Besitz seiner Familie war. Am 9. November 1938 klingelte gegen 11 Uhr eine Truppe der SS an der Tür: Unter

Schlägen wurde die Familie zusammengetrieben, die Wohnung wurde durchsucht – die Nacht verbrachten sie im Polizeigefängnis des Amtsgerichts. 50 Jahre später konnte Kurt Frank sich noch genau an die Gefühle erinnern, die ihn in jener Nacht begleitet haben:

*Wir waren vollkommen recht- und wehrlos, und uns blieb nichts anderes übrig, als uns in unser Schicksal zu ergeben. Was uns bevorstehen konnte, ahnten wir schon, denn wir hatten schon genug gehört von Konzentrationslagern und Misshandlungen. (...) Ob ich in der Nacht überhaupt geschlafen habe, weiß ich nicht mehr, und allen anderen in der Zelle wird es ähnlich ergangen sein. Alles war dumpfe Verzweiflung. (...) So erwarteten wir dann rat- und tatlos, was weiter mit uns geschehen würde.*

Am nächsten Tag konnte die Familie in ihr Haus zurückkehren – und fand ein Bild der Zerstörung vor.

*Wie wir schon auf der Fahrt zum Amtsgericht gesehen hatten, war das Erdgeschoss unseres Hauses total verwüstet. Alle Scheiben waren zertrümmert, Möbel zerhackt, Lagerschränke umgestürzt, Schreibmaschinen gegen die Wand geschmettert und der Inhalt der Schränke und Schubladen in einem heillosen Durcheinander in den Räumen zerstreut. Aber Glück im Unglück: Auf unser Auswanderungsgepäck, das dort gestanden hatte, war ein großer Lagerschrank gefallen, und es war noch alles intakt.*

So gelang den älteren Kindern später über die Niederlande die Flucht nach Kenia; die Mutter und die jüngste Tochter reisten später nach; der Vater kam als Zwangsarbeiter ums Leben.

Auch der zweiten Krefelderin, um die es heute gehen soll, gelang die Flucht über die Niederlande in die USA: Lila C. Gary, geborene Cohen. Sie wohnte im November 1938 mit ihrer Familie im fünften Stock über dem Warenhaus Hirsch & Co. an der Hochstraße – sie schreibt:

*Das Geschäft hatte geschlossen, wir waren alle zu Hause. Plötzlich hörten wir das Geschrei einer Menschenmenge und das Splittern von Glas. Auch Schüsse waren zu hören (...). Meine Eltern riefen bei der Polizei an und bekamen gesagt, dass man von den Unruhen wüsste, aber nichts für uns unternehmen könnte. Wir hörten den Aufzug immer höher kommen und fürchteten buchstäblich um unser Leben. (...) Daraufhin entschied mein Vater, dass wir fliehen mussten. Zu den Ausgängen (...) konnten wir nicht hinaus, da dort draußen der Mob war. Unsere einzige Alternative war die Flucht über das Dach zum Dachgarten des nächsten Gebäudes (...). Dafür musste man über einen Steg kriechen, von dem es beiderseits zwölf Meter in die Tiefe ging. Für uns Kinder war das kein Problem, doch für die Großeltern schon. Zentimeter für Zentimeter half mein Vater der Großmutter über den Steg. Bis an mein Lebensende werde ich dieses Bild vor mir haben. (...) [Auf einmal] rochen wir Rauch. Zuerst dachten wir, sie würden unser Haus verbrennen, aber dann bemerkten wir, dass der Rauch von etwas weiter her kam. Die Synagoge brannte.*

Auch in der dritten und letzten Schilderung, die ich heute vorlesen möchte, geht es um den Brand der Synagoge, obwohl Inge Wolfson, geborene Meyer, damals am Stadtrand wohnte und deshalb erst an ihrer Schule, dem Ricarda-Huch-Gymnasium, so richtig begriff, was geschehen war:

*Die Ereignisse und Empfindungen im Laufe des Tages haben sich tief in meine 13 Jahre alte Psyche eingebrannt. Mit schwerem Herzen bin ich wie immer zur Schule gegangen (...), und da erinnere ich mich nur an die Pause. Der scharfe Brandgeruch lag mir in der Nase, der Himmel war schwarzgrau, und die Luft war unglaublich bedrückend. Der Boden des Schulhofs war bedeckt mit Asche, mit verbrannten Papierresten von Gebetbüchern und Tora-Rollen, die der Feuersturm aufgewirbelt und dahin getragen hat. Ich erinnere mich nur noch, dass ich da in Todesangst ganz allein auf dem Schulhof stand, umgeben von Kindern, Hände voll mit verbrannten Papierresten, die verlangten, mit viel spöttischem Lachen, dass ich ihnen die hebräischen Schriften übersetzen sollte.*

Am Abend verließ die Familie Meyer vorsichtshalber das Haus – bei der Rückkehr am nächsten Morgen bewahrheiteten sich die schlimmsten Befürchtungen:

*Als wir am nächsten Morgen von unserem Versteckplatz nach Hause kamen, wurden wir von unserer entsetzten Putzfrau begrüßt, die nur immer die Hände über den Kopf schlug und ausrief: „Ach, du lieber Gott, es ist ja alles kaputt.“ Und alles war kaputt. Alle Doppelfenster im dreistöckigen Haus waren zerschlagen, Kunstwerke waren zerrissen und zerbrochen, Eier und andere klebrige Lebensmittel rannen an den Küchenwänden herunter, und Wasser strömte die Treppen hinunter. Niemals werde ich den Eindruck vergessen. Ganz mechanisch taten wir uns an Säubern machen dran, während jedes zerbrochene Stück neue Tränen verursachte. Alles, wofür meine Eltern so liebend und fleißig gearbeitet hatten, war in einem Augenblick von Wahnsinn vernichtet. Nach der schrecklichen Nacht haben wir nie wieder in dem Haus gewohnt.*

Diese drei – und viele weitere Opfer der nationalsozialistischen Willkür – waren bis 1933 ganz normale, geachtete Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt: Darunter waren angesehene Geschäftsleute, fleißige Familienväter und -mütter, Soldaten, die im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hatten, gute Nachbarinnen und Nachbarn, Kolleginnen und Kollegen und Freundinnen und Freunde.

Wie konnte es damals nur so weit kommen?

Wir können unsere Geschichte im Nachhinein nicht verändern, aber es ist unsere verdammte Pflicht, immer wieder daran zu erinnern: Heute habe ich das nicht in Form einer Rede getan, sondern indem ich die Zeugnisse unsere früheren Mitbürgerinnen und Mitbürger vorgelesen habe. Ihre und alle weiteren Geschichten münden am Ende in genau zwei Worte, die entscheidend sind, besonders am heutigen Tage: Diese Worte lauten „Niemals wieder!“.